

Sinn verwendet, Volksmusik wurde in der Folge als Identifikationsmittel für eine Nation verstanden. Seit etwa dem Jahr 2000 beginnt die Bedeutung der Volksmusik, sich vom nationalen Konzept zu lösen, regionale, sogar lokale Ausformungen sind im Trend, Vielfalt statt Einheit ist angesagt. Es ist interessant, dass die Auseinandersetzung mit Volksmusik durchaus parallel zur Entwicklung des Fachs Volkskunde verläuft. Die entscheidende Komponente ist der Fokus auf den Alltag.

Im öffentlichen Diskurs geht es um die mediale Präsenz von Volksmusik, um ihre Verhandlung in Politik und Kultur sowie um ihre Förderung (oder eben um ihre Nichtförderung). Für die Förderung von Kultur spielt die eidgenössische Stiftung Pro Helvetia eine sehr wichtige Rolle. Die Stiftung kam nach dem Skandal um die Ausstellung von Thomas Hirschhorn im Centre culturel suisse in Paris unter Druck. Sie beschäftigte sich in der Folge mit der Frage nach der Zukunft der kulturellen Schweiz. Daraus entstand eine Neuorientierung in der Förderungspraxis. Plötzlich war Volkskultur gefragt. Dokumentarfilme und auch Spielfilme entstanden, die ein neues Verständnis der Schweiz weckten und international Beachtung fanden.

Im Abschnitt «Volksmusik in der kulturellen Praxis» brilliert die Autorin mit einer umfassenden Kenntnis der heutigen Szenen und Festivals. Sie differenziert die verschiedenen Stilrichtungen, Konzepte, Identifikationen. Sie kennt Künstlerinnen und Künstler persönlich; gleichzeitig ist sie stets auf die Wahrung ihrer Position als teilnehmende Beobachterin bedacht. Sie ist am Puls der Zeit und analysiert vorurteilslos mythische Vorstellungen von Volksmusik bis hin zur kommerziellen volkstümlichen Musik. Sie stellt alte Instrumente vor, die heute wieder benutzt werden. Ihr Interesse gilt aber vor allem dem Jodelgesang. Und gerade auf diesem Gebiet findet heute eine Neuerung statt,

indem die beiden grossen Verbände, die die Ländlermusik und die Jodelchöre in der Innerschweiz, in Graubünden und im Bernbiet dominieren und reglementieren, sich langsam einer grösseren Vielfalt und dem Naturjodel öffnen. Die Autorin betont, dass es ihr um «Volksmusik in der Schweiz» geht, nicht etwa um «eine Volksmusik der Schweiz», und gerne hätte sie auch Volksmusik anderer ethnischer Gruppen, die in der Schweiz leben, mit einbezogen, musste aber wegen des Umfangs darauf verzichten, so wie auch die globalisierte Welt nur gestreift werden kann: Instrumente der Volksmusik wie Alphorn, Fiedel oder Drehleier sind mit ihrer Technik weltweit verbreitet und verdienen eine vergleichende Analyse.

Abschliessend sei gesagt, dass die vorliegende Studie eine Lücke schliesst und einen wesentlichen Beitrag zum Bild der Schweiz leistet.

PAULA KÜNG-HEFTI

Rolshoven, Johanna; Schneider, Ingo (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft.

Berlin: Neofelis 2018, 409 S.

Die Rede von Dimensionen des Politischen impliziert, dass der Gegenstand bestimmt wird als etwas, was dimensioniert werden kann. Was das Politische ist oder sein kann, muss dabei nicht eine theoretische Frage sein, die definitorische Abgrenzungen und Bestimmungen vornimmt, sondern kann auch als positive Bestandsaufnahme verstanden werden, die unterschiedliche Verständnisse und Zugänge zum Politischen kartiert und miteinander in Beziehung setzt. Der Sammelband kann als eine solche Bestandsaufnahme gesehen werden, die in 26 Beiträgen darlegt, wie und aus welchen Perspektiven in unserem Fach über politische Prozesse und Strukturen geforscht

wird. Damit sei bereits vorweggenommen, dass der Band weder ein einheitliches Verständnis des Politischen aufweist, noch dass er einer Systematisierung des Gegenstandes Vorschub leistet – beide Punkte stellen aber durchaus kein Defizit dar, sondern ergeben sich aus den diversen theoretischen Bezugnahmen und Zugängen der Beiträge, die die Breite der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung illustrieren. Der Band geht zurück auf die «28. Österreichische Fachtagung für Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie & Volkskunde», die im Mai 2016 in Graz durchgeführt und vom Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Karl-Franzens-Universität Graz, dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde und dem Verein für Volkskunde veranstaltet worden ist. In der vorliegenden Rezension sollen einige zentrale im Band behandelte Aspekte am Beispiel ausgewählter Beiträge besprochen werden.

Einführend leistet Johanna Rolshoven eine notwendige Begriffsarbeit entlang der Fachgeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft und verwandter Disziplinen, die die Verschränkung wissenschaftlicher Entwicklungen mit gesellschaftlichen Debatten jeweils mit einbezieht und das Politische als «fundamentale gesellschaftliche Dimension» (S. 23) versteht, die das Alltagsleben als disziplinären Gegenstand zentral betrifft; «Politik» als Regierungshandeln wird dabei nicht ausgeschlossen, jedoch nicht als Hauptinteresse einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Erforschung politischer Prozesse gesehen. Der Beitrag endet mit der Aufforderung zur Einmischung in gesellschaftliche Debatten, «wenn demokratische und humanistische Interventionen wieder nötig werden» (S. 34). Mag man dieser prinzipiellen Forderung nach einem Involviertsein von Wissenschaft in Gesellschaft zwar zustimmen, so impliziert die Konjunktion eine wie auch immer geartete fachliche

Auseinandersetzung darüber, wann, wie und warum Interventionen notwendig sein können. Einheitliche (politische) Positionen, geschweige denn ein disziplinärer «common sense» (ebd.) über entsprechende Parameter sind schwerlich vorauszusetzen, sodass offenbleibt, inwieweit ein solcher Appell sich spezifisch an die Empirische Kulturwissenschaft richten kann oder eher als generelles Argument für eine individuelle Beteiligung an zivilgesellschaftlichen Debatten zu verstehen ist.

Die mit einer Beteiligung von WissenschaftlerInnen an politischen Prozessen verbundene Politisierung beleuchtet Konrad J. Kuhn, wenn er am Beispiel von drei «Tiefenbohrungen» in die Geschichte der Schweizer Volkskunde zeigt, wie die Arbeiten von Richard Weiss, Rudolf Braun und Arnold Niederer durch «universitätspolitische Umstände» und «gesellschaftliche Kontexte» (S. 214) beeinflusst wurden und wie epistemologische Verschiebungen im Fach auch mit biografischen und bildungspolitischen Aspekten zusammenhängen. Der Text stellt auch insofern einen wichtigen Beitrag dar, als er über die fachgeschichtliche Analyse der «gesellschaftspolitischen Ausrichtung der Volkskunde» (S. 225) Hinweise auf relevante Aspekte gegenwärtiger Entwicklungen liefert.

Beate Binder plädiert für eine Öffnung der politischen Anthropologie für rechtsanthropologische Überlegungen, um darin enthaltene Potenziale der Veralltäglichsung von Recht (dem Aufscheinen rechtlicher Aspekte in alltäglichen Praktiken, S. 55), der Institutionalisierung von Übersetzung und Überführung von Recht in Verwaltungshandeln auf unterschiedlichen Ebenen (S. 57) sowie der Mobilisierung von Recht durch unterschiedliche Akteure (S. 58) entfalten zu können. Gestärkt wird dieses Argument unter anderem dadurch, dass andere anthropologische Fachtraditionen «politisch» und «rechtlich» bereits lange als zusammenhängende Themen

betrachten (zum Beispiel die Association for Political and Legal Anthropology unter dem Dach der American Anthropological Association).

Alexandra Schwell thematisiert in ihrem Beitrag verschiedene pragmatische Schwierigkeiten beim Zugang zu staatlichen Organisationen und führt vor dem Hintergrund ihrer ethnografischen Forschungen aus, wie sich idealtypische bürokratische Abläufe zu informellen und ambivalenten Praktiken von Akteuren verhalten. Hier wird deutlich, dass Unterscheidungen zwischen «der Staatsidee» und einem erforschbaren «Staatsystem» (S. 125) zur Greifbarmachung ethnografischer Forschung vor dem Problem stehen, ontologische Zuschreibungen an staatliche Organisationen in Beziehung zu tatsächlichen «Praktiken, Diskurse[n], Netzwerke[n], Materialitäten und Akteure der Bürokratie» (S. 140) setzen zu müssen. An dieser Stelle taucht notwendigerweise die Frage auf, ob eine solche Differenzierung nur ein Behelf ist, um politische Prozesse methodisch zugänglich und handhabbar zu machen, oder ob damit auch eine Fokusverschiebung auf die soziale Reproduktion bürokratischer Organisationen und «des Staates» vorliegt, die Struktur/ Handlungs-Unterscheidungen (vgl. auch den Verweis auf Poulantzas im Beitrag von Rolshoven, S. 24) inhaltlich herausfordert. Dass diese Frage auch für die Empirische Kulturwissenschaft wichtig ist, zeigt der Beitrag von Stephanie Schmidt, der auf die Herstellung von gesellschaftlicher Ordnung durch polizeiliche Massnahmen fokussiert und dabei konkrete Praktiken und individuelle Sichtweisen von Polizeibeamtinnen thematisiert. Der Umgang mit Kontingenz, das Ausreizen gesetzlicher Handlungsspielräume und subjektive Sichtweisen erscheinen dann – je nach Zugang – als Befunde mit unterschiedlicher Reichweite. Bei der Annahme streng getrennter Sphären der Rechtserhaltung und Rechtsetzung

kann, wie bei Schmidt, die Überschreitung von polizeilichen Befugnissen oder die situative und «unbürokratische» (S. 375) Auslegung von Gesetzen als Verletzung der Gewaltentrennung interpretiert werden; als Teil der sozialen Reproduktion des staatlichen Gewaltmonopols jedoch, die von anderen Ebenen und institutionalisierten Regulierungsprozessen nicht getrennt werden kann, sind die beschriebenen sozialen Praktiken von Polizeibeamt/-innen zwar mitunter zu problematisieren, führen aber noch nicht zu weitreichenderen Diagnosen über die Transformation staatlicher Strukturen. Für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung zum Politischen scheint eine vertiefende Diskussion dieser Frage aus methodischer und theoretischer Sicht angezeigt.

In Ove Sutters Beitrag wird, ausgehend von Gramscis Konzept des Alltagsverständes, zivilgesellschaftliches Engagement in der Flüchtlingshilfe nicht als politische Praxis, sondern als «selbstverständliche Form der Menschlichkeit» (S. 177) und als in sich selbst begründetes Handeln analysiert. Diese wichtige Perspektive zeigt, wie Narrative, Praktiken und Netzwerke relativ spontan entstehen, ohne dass sie explizit als politisch gerahmt werden. Angesichts der Naturalisierung politischer Positionen als «selbstverständlich» stellt sich anschliessend an den Beitrag die Frage, was dies für die Auseinandersetzung mit Gegenpositionen bedeutet: Wird die eigene Position als apolitisch und als Alltagsverstand gesehen, kann dies zur automatischen Delegitimierung anderer Perspektiven als «unmenschlich» oder als gegen grundlegende Prinzipien gerichtet führen. Eine Problematisierung des Konzepts des Alltagsverständes scheint hier entsprechend sinnvoll.

Der aus einem Projektseminar stammende Beitrag von Katharina Eisch-Angus, Toni Janosch Krause, Mateja Marsel, Susanne Schicho und Melanie Strutz über

den Trachtensaal des Grazer Volkskundemuseums macht anschaulich deutlich, dass subjektive Dimensionen in der Forschung thematisiert werden müssen, damit Vorurteile und Vorannahmen aufgebrochen werden können; dazu gehören, wie das Beispiel zeigt, auch ästhetische und atmosphärische Faktoren, deren Interpretation zeitgebunden ist und politisch grundiert sein kann. Dass die Reflexion über Vorannahmen nicht nur eine methodische, sondern auch eine inhaltliche oder politische Frage ist, wird am Beitrag von Isabel Dean deutlich. Eine Schulwahl von Eltern, bei der die Zusammensetzung der Schülerschaft und Annahmen über damit zusammenhängende Vor- oder Nachteile für die Bildung der eigenen Kinder eine Rolle spielt, wird hier als «postliberale Spielart des modernen Rassismus» (S. 337f.) und «racial neoliberalism» (S. 345) beschrieben. Die Diagnose, dass Befürchtungen, die eigenen Kinder hätten schlechtere Bildungschancen an Schulen mit einem hohen Anteil von Schüler/-innen «nichtdeutscher Herkunftssprache», auf strukturelle (S. 339), verschleierte (S. 344), subtile (S. 341), flüchtige und schwer fassbare (S. 348) Rassismen verweisen, wird erst über den entsprechenden theoretischen Hintergrund und eine politische Positionierung plausibel, von der man sich – gerade, wenn keine alternativen Interpretationen angeboten werden – wünscht, dass sie offengelegt würde.

In seinem Beitrag über humanitäre NGOs zeigt Jens Adam, wie gesellschaftliche Entwicklungen und diskursive Verschiebungen dazu führen können, dass sich eigentlich als «apolitisch» verstehende Akteure über eine Politisierung ihres Feldes beklagen und dabei auf unterschiedliche Begründungsrationalitäten zurückgreifen. Dieser Befund ist besonders vor dem Hintergrund spannend, dass auf internationaler Ebene auch eine gegenläufige Entwicklung zu beobachten ist,

die zu einer strategischen Depolitisierung humanitärer Bemühungen führt. Als mehrdeutiges Konzept dient der Humanitarismus häufig der Verschleierung politischer und militärischer Strategien, was den Politikwissenschaftler David Chandler zur Aussage führt, dass «Humanitarian militarism, widely advocated during the 1999 Kosovo war, would have been an oxymoron before the 1990s; today it has become a tautology».¹ Insofern macht der Beitrag von Adam auch deutlich, dass die von einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Erforschung des Politischen untersuchten Dynamiken auf anderen Ebenen gänzlich anders konfiguriert sein können und dass internationale Entwicklungen sich nicht notwendigerweise in untersuchten Feldern niederschlagen müssen. In den Blickpunkt geraten oder besser im Blickpunkt bleiben damit zusätzlich zur vielfach geforderten Nachverfolgung globaler Verflechtungen auch lokale Abgrenzungen und Abschottungen, für deren Erforschung unsere Disziplin die entsprechende Expertise mitbringt.

Mit *Dimensionen des Politischen* liegt ein anregender Band mit zahlreichen Anknüpfungspunkten für weitere Forschungen und Diskussionen vor, der in vielfältigen Beiträgen aufzeigt, wie intensiv die empirisch-kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit «dem Politischen» sich gestaltet und – so lässt sich vermuten – in den kommenden Jahren auch weiterhin gestalten wird.

STEFAN GROTH

1 Chandler, David: The Road to Military Humanitarianism: How the Human Rights NGOs Shaped a New Humanitarian Agenda. In: Human Rights Quarterly 23/3 (2001), 678–700, hier S. 698.